



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission
1936**

3 (1936)

Caritasblüten

n. 3

März

1936



Ave Maria!

Von dir ist das Heil geboren,
Das uns die Erlösung bracht,
Uns befreit aus Sündennacht.
Ach, wir waren ja verloren.
Auf dein Fiat stieg vom Thron
Gottes eingeborner Sohn
Und nahm bei den Menschen Wohn.

Ave Maria!

Laß mich mit dem Engel grüßen
Dich, du Miterlöserin,
Dich, du Friedenskönigin,
Laß mich herzlich grüßen!
Auf dich, Mutter, will ich bauen!
Dir, der schönsten aller Frauen,
Will ich ganz mich anvertrauen!

Ave Maria!

M. B.

St. Joseph, Schutzpatron der heiligen Kirche

Die katholische Kirche bildet eine einheitliche Familie, deren Mitglieder über den ganzen Erdkreis verbreitet und trotz der Verschiedenheit nach Nationalität, Sprache, gesellschaftlicher Stellung und Alter zu einer einzig dastehenden, tief gegründeten inneren Einheit verbunden sind. Und diese Familie weist jetzt ein Alter von nahezu 2000 Jahren nach und ist heute noch, was sie in ihrer ersten Jugend war, nur viel größer und mächtiger. Gewaltige Kämpfe hat sie bestanden, die ihr bis ans Lebensmark griffen, und zähe Feinde erstanden ihr, aber sie hat alle bis auf den heutigen Tag siegreich überwunden.

Wo sehen wir aber den Anfang dieser gewaltigen Erscheinung, welche ihresgleichen nicht mehr hat? — Es war ein unbedeutender Ort, und in dem unbedeutenden Ort eine arme Hütte. Hier finden wir beisammen Maria und Joseph, in ihrer Mitte das einzige Wesen seiner Art, den Gottmenschen in Kindesgestalt. Das ist der Anfang eines neuen Reiches auf Erden, das alle Reiche dem Raume und der Zeit nach an Größe und Fruchtbarkeit bei weitem übertreffen soll. Hier wohnt, wächst heran, arbeitet in rührendster Unterwürfigkeit jener Christus, der gekommen ist, die Welt umzugestalten in eine christliche, damit einer neuen Menschheit neues Leben werde, der den Beruf, die Macht und den Willen unzerstörbar in sich trägt, alles an sich zu ziehen, der gebracht hat den Adelsbrief der Kindschaft Gottes.

Der Schutzherr dieses kleinen Hauses mit seinen heiligsten Bewohnern ist der rührend bescheidene Mann, den man den Zimmermann von Nazareth nannte, der hl. Joseph, der ausgewählte Nährvater des Gottmenschen. So hat es Gott bestimmt, und darin liegt nun die hohe, einzigartige Mission des heiligen Joseph; er ist der gottgewählte Schutzherr der heiligen Familie, und eben deshalb der Schutzherr der erweiterten heiligen Familie, der Kirche. Das hat Papst Pius IX. der Welt verkündet. Der oberste Lehrer der Kirche hat hier nicht etwas Neues gelehrt oder angeordnet, sondern ausgesprochen, was Gott bei der Menschwerdung seines Sohnes festgesetzt hat. Joseph ist jetzt für die Kirche, was er die 30 Jahre in Nazareth gewesen, wo Jesus sein erster Schützling war.

Papst Leo XIII. erklärt weiter: „Wie es von hoher Wichtigkeit ist, daß das christliche Volk dazu vor allem durch unser Wort und unsere Autorität angeregt werde.“

„Die speziellen Gründe und Motive, derentwegen der heilige Joseph namentlich der Patron der Kirche ist, und welche bewirken, daß die Kirche ihrerseits viel von seinem Schutze und Patronate hofft, sind diese, daß Joseph der Gemahl Mariens

und der Nährvater Jesu war... Von dieser doppelten Würde kommen in gleicher Weise Ämter, welche die Natur den Familienvätern auferlegt, daß nämlich Joseph der rechtmäßige und natürliche Schützer, Verwalter und Verteidiger der Gottesfamilie war, der er vorstand."

„Tatsächlich übte er diese Aufgaben während des ganzen Laufes seines sterblichen Lebens. Er war bestrebt, mit voller



ARCHIV KÜHLEN

Heiliger Joseph, bitte für uns!

Hingabe und in täglicher Sorge seine Gattin und das göttliche Kind zu schützen. Durch seine Arbeit gewann er ordnungsgemäß, was beide an Nahrung und Kleidung brauchten; er errettete das Kind, das der Argwohn eines Königs bedrohte, vom Tode; in den Unbequemlichkeiten der Reise und in den Bitternissen der Verbannung war er beständig Gefährte, Hilfe und Stütze für Maria und Jesus."

„Nun enthielt die göttliche Familie, welche Joseph wie mit der Autorität eines Vaters leitete, die Erstlinge der entstehenden

Kirche. Ebenso wie die heiligste Jungfrau die Mutter Jesu Christi ist, so ist sie auch die Mutter aller Christen, welche sie auf dem Kalvarienberge mitten unter den größten Leiden des Erlösers geboren; und Jesus Christus ist wie der Erstgeborene der Christen, die durch die Adoption und Erlösung seine Brüder sind."

"Derart sind die Gründe, um derentwillen der selige Patriarch die Menge der Christen, welche die Kirche ausmachen, als ihm in besonderer Weise anvertraut betrachtet, — jene gewaltige Familie, welche über die ganze Erde hin verbreitet ist und über welche er als Gemahl Mariens und Vater Jesu eine Art väterlicher Autorität besitzt. Es ist also natürlich und angemessen für den heiligen Joseph, daß er ebenso, wie er ehemals für alle Bedürfnisse der Familie von Nazareth sorgte und sie in heiliger Weise mit seinem Schutze umgab, so jetzt auch die Kirche Jesu Christi mit seinem himmlischen Patronate deckt und verteidigt."

K

Am Feste des hl. Joseph

Treu standest du der Jungfrau einst zu Seiten,
Ein starker Baum, umrankt von keuschen Blüten;
Demut und reine Lieb' dein Herz durchglühten,
Drum durftest du die keusche Maid geleiten.

Und als erschien die Fülle aller Zeiten,
Ward dir, um was sich Könige bemühten:
Den Herrn zu tragen, ja ihm zu gebieten,
In seinen Armen selig zu verschneiden.

Nun, da du strahlst an deines Sohnes Throne,
Sankt Joseph! reich geschmückt mit goldner Krone,
Wird eine Bitte er dir wohl versagen? —

So gieß denn aus mit vollen Segenshänden
Der reichsten Gnadensfülle schönste Spenden
Ob allen, die dein Bild im Herzen tragen!

K

Aus dem Mutterhaus

Eine neue Schar junger Bräutchen wurde am 1. Februar in die Zahl der glücklichen Novizinnen eingereiht, und zwar:

Schw. M. Alfonsa	Post. Maria Riede	aus Hohenzollern
" " Ambrosia	" Anna Szymczak	" Ob.-Schlesien
" " Bernadettis	" Gertrud Uerlings	" Rheinland
" " Thomasia	" Antonie Menneken	" Sachsen
" " Ignatis	" Paula Guldenkirch	" Saargebiet
" " Servatrig	" Maria Sost	" Rheinland
" " Josefila	" Maria Hartberger	" Bayern
" " Alkantara	" Zita Dreher	" Saargebiet
" " Friedegunda	" Auguste Bonnahme	" Westfalen
" " Gertraud	" Maria Moeller	" "
" " Columba	" Anna Hoch	" Rheinland
" " Adelmara	" Hubertine Penders	" "
" " Albertis	" Barbara Bormann	" "
" " Angela	" Therese Nophut	" Hessen-Nassau
" " Rutila	" Anna Mallok	" Sachsen
" " Laurentine	" Anna Thomas	" Rheinland
" " Rudolfis	" Hedwig Nolte	" Westfalen
" " Dietmara	" Margarete Kaminski	" Westpreußen
" " Alexia	" Maria Matheis	" Hessen-Nassau

Im Missionskloster Wernberg (Österreich):

Schw. M. Herbertis	Post. Elisabeth Häslin	aus Baden
" " Ermenhilbe	" Agnes Münz	" Saargebiet
" " Ambrosiana	" Katharina Parth	" Italien
" " Ida	" Elisabeth Sorger	" Bayern

Am 2. Februar legten die ersten zeitlichen Gelübde im Mutterhaus ab:

Schw. M. Mericia Lütkefend	Schw. M. Virginata Endraß
" " Hildegarda Better	" " Eliana Neuwöhner
" " Adolfis Emmrich	" " Callista Hupperg
" " Carola Körner	" " Johannella Hardt
" " Servita Limbacher	" " Leonardis Herold
" " Ildefonsis Meyer	" " Julitta Müller
	" " Rupertis Belsler

Die ewigen Gelübde legten im Mutterhaus ab:

Schw. M. Hildegara
" " Gilberta
" " Claver
" " Pazzis

im Missionskloster in Wernberg:

Schw. M. Serva.

Durch Willenskraft zum Ziel

Von Schw. M. Majellina, Matombo-Mission

Eine meiner Schülerinnen, Katharina, jetzt 16 Jahre alt, ging im vorigen Jahre nach Morogoro in ein Mädcheninstitut, um sich weiter ausbilden zu können. Ungern ließen ihre Eltern sie ziehen, gaben aber nach in dem Gedanken: sie ist ja noch ein Kind, noch ist ja keine Gefahr für das Heiratsgut, die Ziegen usw. Die Liebe der Eltern zu den Töchtern fußt meistens auf dem Geld, das dieselben bei der Hochzeit einbringen. Als Katharina in Ferien kam, mußte sie zu Hause bleiben. Sie war zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen. Alles Bitten und Flehen half nichts, die Eltern suchten für sie einen Bräutigam, ob sie denselben wollte oder nicht.

Als wir hier ein Mädcheninternat eröffneten, war Katharina eine der ersten, die sich meldeten, mußte aber schließlich wegen der Wut der Eltern nachgeben und zu Hause bleiben; als Tageschülerin fehlte sie nie in der Klasse, daran konnte der Vater als Christ sie nicht hindern. Ihr Plan stand aber fest: an dem Tage, wo sie nach Landessitte hier großjährig würde und nach heidnischem Brauche, der noch zu tief auch bei den Christen herrscht, einer Anzahl unsittlicher Gebräuche verfallen würde, an dem Tage wollte sie fliehen. Nie und nimmer würde sie sich die Unschuld rauben lassen. — Zu bemerken ist, daß die größte Anzahl unserer Mädchen an diesen Tagen sich willenlos ihren Eltern überlassen in dem Gedanken an die Ehre, Kleider und Geschenke, die ihnen dann zuteil werden. —

Der liebe Gott lohnte Katharinas guten Willen durch das kostbare Geschenk seiner Auserwählung zum jungfräulichen Stande. Das war bisher etwas Ungekanntes hier in den Uugurubergen. Eines Tages kam Katharina schlüchtern und vertraute mir ihr Geheimnis an. Ich fragte sie, wer ihr den Gedanken überhaupt eingegeben habe, und sie sagte: „Der liebe Gott und die kleine heilige Theresia.“ Sie hatte schon mit ihren Eltern darüber gesprochen, war aber auf großen Widerstand gestoßen. Die Mutter sagte: „Heiraten sollst du, wie alle andern, und wisse, wenn du gehst, töte ich mich selbst.“ Und der Vater gab zur Antwort: „Noch ehe dies geschieht, wirst du erfahren, wer dich geboren hat.“

Da die Eltern meinten, sie sei bei ihrer verheirateten Schwester, blieb sie diese Nacht bei unsern Mädchen. In dieser Nacht sahen die Kinder etwas Auffallendes, was sie am nächsten Morgen in einer Aufregung erzählten: Alle Kinder schliefen längst, auch die Mama; alles war stockfinster draußen und drinnen. Nur drei angehende Kandidatinnen: Katharina, Oliva und Karolina besprachen noch leise zusammen, was sie

doch tun sollten, um ihre Eltern für ihre Pläne zu gewinnen. Die eine hielt es mit dem, die andere mit einem andern Heiligen, bis alle sich einigten, einmal alle Heiligen anzurufen, denn bei so harten Kämpfen, die ihnen bevorständen, mußten sie schon tüchtige Hilfe haben, um zu siegen. Da auf einmal, als sie so sprachen, wurde der ganze Schlaffaal hell erleuchtet, vor sich sahen sie ein schneeweiß glänzendes Gewand, so weiß wie die Kleider unserer Mamas. Zuerst liefen die drei ans Fenster, um zu erspähen, woher der Glanz käme, aber draußen war alles finster, und der Schein kam auch nicht vom Fenster her, sondern aus einer ganz dunklen Ecke. Sie sahen im hellen Lichte alle schlafenden Kinder, und als ihnen klar wurde, daß dieses nichts Natürliches war, fingen sie an zu zittern und sich zu fürchten. Plötzlich war alles verschwunden. Die Kinder sind der festen Überzeugung, daß der liebe Gott ihnen ein Zeichen gegeben habe, um standhaft zu bleiben.

Als Katharina am nächsten Tage nach Hause ging und die Eltern erfuhren, wo sie gewesen war, bekam sie Schläge; sie sagte aber zu ihrem Vater: „Schlage nur meinen Leib soviel du willst, der liebe Gott ruft mich, ich muß Ihm folgen.“ Wir ließen nun die Eltern Katharinas kommen, um mit ihnen zu beraten, aber das Kind bekam nur Schimpf- und Schmähworte zur Antwort. Zu Hause wollte der Vater ihr eines Tages den Mund mit einem glühenden Holzstück stopfen. Alle Schläge, Drohungen und Beschimpfungen trugen nur dazu bei, Katharina in ihrem Vorhaben zu bestärken. An einem Sonntage bekam sie Erlaubnis, zu gehen, aber ohne Segen; zornfunkelnde Augen schauten ihr nach. Sonntags kam sie zu uns, und am darauffolgenden Tag wurde sie großjährig. Als die Eltern, die gewöhnlich nicht wissen, wie alt ihre Kinder sind, dieses erfuhren, kam die Mutter mit 6—7 starken Frauen, um Katharina zu fangen und gebunden nach Hause zu schleppen. In demselben Augenblick war Katharina im Mädchenhaus verschwunden; ich ging ihr still nach und fand sie im Mehlmagazin zitternd auf einer Kiste sitzen. Ich fragte sie, um sie zu prüfen, was sie vorziehe: Ehre, schöne Kleider und Tanzgelage oder den Kampf um die Jungfräulichkeit. Ihre Augen flammten auf in heller Begeisterung, und entschieden kam es über ihre Lippen: „Den Kampf, und sollte es mir das Leben kosten!“ „So,“ sagte ich, „beten wir um Kraft.“

Die Frauen mußten nach Hause ziehen, nach langen Verhandlungen war die Mutter besiegt, und wir reichten uns zum Frieden die Hand. Katharina wurde gerufen, und Mutter und Tochter versöhnten sich. Die Mutter bat noch um etwas Salz und ging dann lächelnd nach Hause. Katharina spielte fröhlich mit ihren Kameradinnen im Hofe, sich freuend ihres Sieges. Jedoch kaum eine halbe Stunde später stürmte der Vater

fluchend und tobend heran. Wie der Blitz war Katharina verschwunden. Er warf uns die Geschenke, die wir seiner Frau gegeben, wütend zu Füßen und schrie: „Wie, Ihr wollt mit etwas Salz usw. mein Kind kaufen? Mein Kind heraus! Mein Kind heraus! Eingesperrt soll es werden, heute noch, und heiraten wird es oder sterben!“

Man spricht in Europa oft von „Wilden“ aus Afrika mit Unrecht, aber dieser Mann war ein Wilder. Sich zu fürchten vor diesen haben wir verlernt, darum trat ich dem Manne mutig entgegen. Alles war vergebens. Er versuchte nur ins Mädchenhaus hineinzukommen. Ich rief die hochw. Patres zu Hilfe, aber der Zorn des Mannes steigerte sich. Endlich ließ er sich insofern besänftigen, daß er das Mädchen bis zum folgenden Morgen bei uns ließ; hier sollte vor den Großen des Volkes verhandelt werden. Katharina und ihre Gefährtinnen nahmen ihre Zuflucht zum Gebet.

Am nächsten Morgen kamen die Eltern, düster wie immer, und die Ratsherren, wenn ich sie so nennen darf, zu den hochwürdigen Patres. Mein Herz klopfte, denn ich wußte, was dem Mädchen bevorstand, wenn die Eltern gewinnen würden. Katharina wurde geholt. Frei, ohne jegliche Furcht, brachte sie ihre Bitte vor, Jungfrau bleiben zu dürfen. Der Kampf wurde heiß; Katharina sagte nur noch ein Wort, und zwar: „Vater, willst du mich töten, hier bin ich; ich bin bereit, aber niemals werde ich heiraten; der liebe Gott ruft mich!“ Diesen Augenblick werde ich nie vergessen. Ich währte mich in der Zeit der heiligen Agnes. Solchen Heldenmut hatte ich bei unsern Mädchen nicht vermutet. Die Mutter gab zuerst nach und zuletzt auch der Vater, wenn auch noch zürnend. Katharina war überglücklich.

Nun wurde in Mhonda das Postulat für eingeborene Schwestern eröffnet. Katharinas einziges Verlangen war, dorthin zu kommen. Ich sagte zu ihr: „Dann mußt du den Kampf mit deinen Eltern noch einmal aufnehmen. „Ich bin bereit“, sagte sie. Als der Tag der Abreise nahte, ging sie nach Hause, um die Erlaubnis der Eltern noch zu erbitten und sich endgültig dem Dienste Gottes zu weihen. Die Eltern mußten nämlich auf das Heiratsgut verzichten und dem Bräutigam alles, was er schon bezahlt hatte, zurückgeben. Als der Vater ihre Bitte hörte, jagte er sie wie einen Hund fort und verbot ihr, jemals mit einer solchen Bitte wiederzukommen. Traurig kam sie zu uns zurück. Ihre zwei ersten Gefährtinnen fuhren fort ins neue Postulat, und Katharina schaute ihnen traurig nach.

Wieder reisten drei andere ab; da konnte sie aber nichts mehr zurückhalten. Nach einer Sturmnovene zur kleinen heiligen Theresia suchte sie ihren Vater wieder auf, traf ihn aber

nicht an. Am folgenden Tage, einige Stunden bevor ihre Gefährtinnen abreisten, traf sie ihn, und — o Wunder — der liebe Gott hatte sein Herz besiegt. Er fragte sie: „Was hast du gestern zu Hause gemacht?“ Unumwunden brachte sie ihre Bitte vor. Ob der harte Mann staunte über den Mut seines Kindes oder über dessen Ausdauer, oder ob das göttliche Herz Jesu ihn umwandelte, als er die heilige Kommunion empfing? Es war der erste Freitag im September. Er reichte dem Kinde die Hand und sagte mit einem väterlich lieben Blick: „Kind, geh' mit meinem Segen, wohin Gott dich ruft, ich gebe dich frei.“

Wie aus einem Traume erwachend, kam Katharina zu uns zurück. Sie konnte es nicht begreifen, daß der Kampf zu Ende sein sollte, und jubelte mir entgegen: „Mama, der liebe Gott ist groß, ja, er ist groß!“ Nach kaum einer Stunde kam das Auto, und jubelnd stieg Katharina in dasselbe, um in ihre neue Heimat zu fahren. Helfen wir ihr durch Gebet und Opfer, daß sie ihr Ziel erreiche.

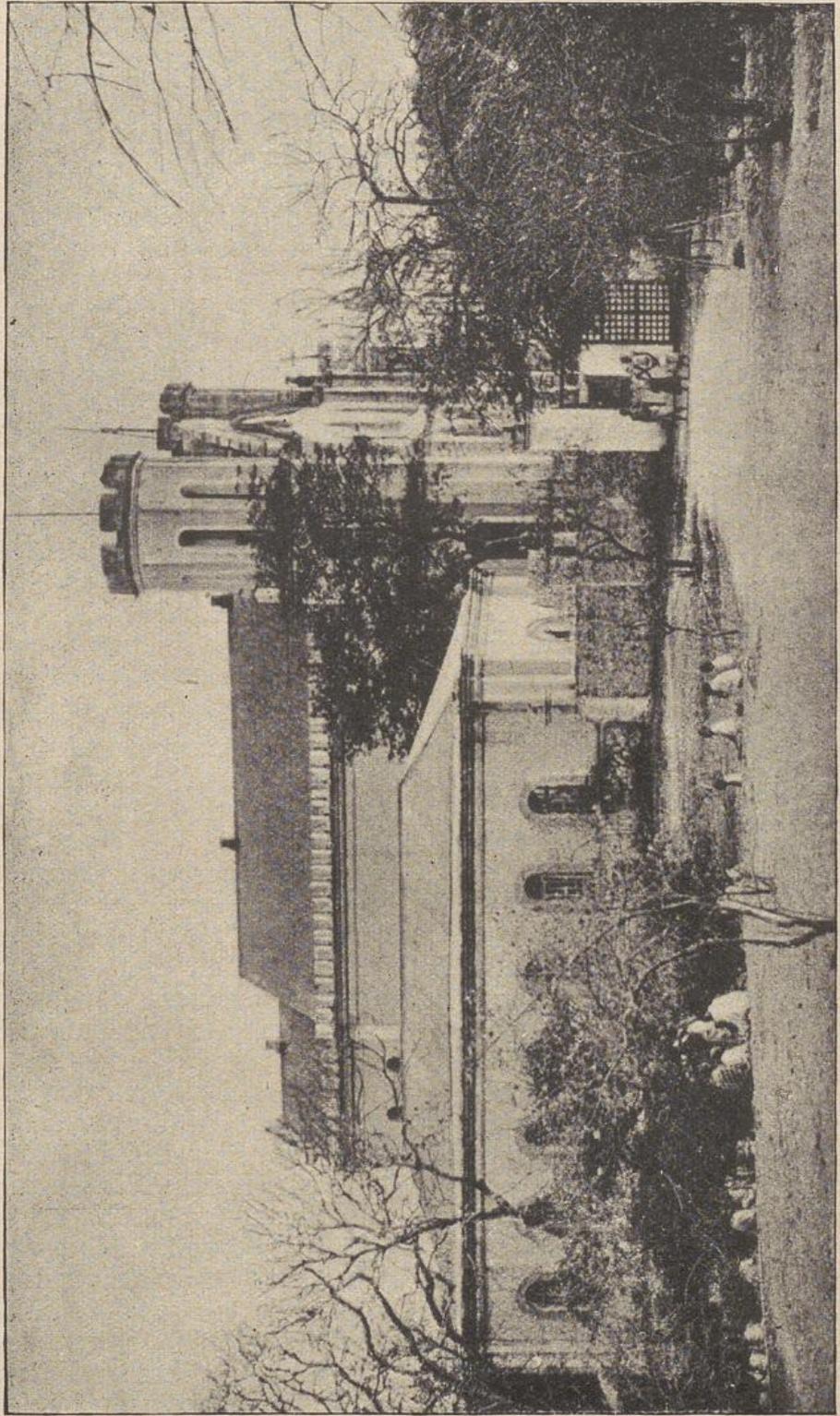
2

Krankenpflege in Triashill

Von Schw. M. Ennatha (Süd-Rhodesia)

Triashill hat ein verhältnismäßig gesundes Klima, das mehr dem europäischen gleichkommt; auch die Krankheitserscheinungen sind ungefähr dieselben, in der Behandlung und Pflege besteht jedoch ein großer Unterschied. Hier muß man mit afrikanischen Verhältnissen rechnen. — Unter den verschiedenen Patienten, die zu mir kamen, war ein Mann mit einem stark angeschwellenen Kiefer; er konnte kaum sprechen. „Vor zwei Monaten“, so erzählte er mir, „ließ ich mir in der Stadt einen Zahn ziehen. Nach kurzer Zeit schwoll der Gaumen sehr stark an.“ — Nun ist es hierzulande Sitte, einerlei, wo die Entzündung, Anschwellung oder der Schmerz ist, es muß geschnitten werden. — „Der Chef des Dorfes hat die Operation vorgenommen.“ Die Kieferwunde war ungefähr 2 Zentimeter lang und mit grünen Blättern verbunden. Natürlich wurde die Anschwellung immer schlimmer und schmerzlicher. Mit einem ganz entstellten Gesicht kam Linus zu mir und bat um Hilfe. —

Sämtliche Halsdrüsen waren entzündet, geschwollen und hart. Durch Schwitzen, warme Kleie und Lehmumschläge sowie durch Spülen des Mundes mit Kamillen war es mir möglich, dem Kranken zu helfen. Uns stehen nämlich nur solche Mittel zur Verfügung. Aus der Zahn- und Schnittwunde entleerte sich der Eiter, und nach 14 Tagen konnte er wieder nach Hause



Kirche in Boroma an dem Zambeseßluß, Mosambique

gehen und brauchte nur noch zur ambulanten Behandlung zu kommen.

Als ich eines Tages von einem auswärtigen Krankenbesuch zurückkam, sagte meine Gehilfin, Schwester M. Berta, zu mir: „Linus hat einen Wagen Holz gebracht, weil er wieder gesund wurde.“ Diese Dankbarkeit rührte mich. —

Ein schwer Lungenkranker, dem leider nicht mehr zu helfen war, der aber in unserm kleinen Theresienkrankenhaus wenigstens noch seine Seele retten konnte, starb. Er war der erste, der vom Priester und zwei Ministranten bei uns abgeholt und in die Kirche gebracht wurde. Nach den üblichen Zeremonien ging der Leichenzug zum Friedhof. Obschon es regnete und dunkel wurde, zögerten die Neger, die Leiche ins Grab zu legen; sie weigerten sich, dem Toten den letzten Liebesdienst zu tun. So daß die Schwestern das Amt des Totengräbers versehen mußten. Wie kam das? Selbst die Angehörigen ließen sich nicht dazu bewegen, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er schwer lungenkrank war, und die Eingeborenen eine große Furcht vor dieser Krankheit haben. —

Ein schreckliches Leidensbild bot unser schwer verbrannter Florian. Zweidrittel seines Körpers waren Brandwunden. Er lag auf einer Matte, in eine schmutzige Decke gehüllt. Es brauchte nicht vieler Worte bei den Angehörigen, sie waren schnell entschlossen, ihn mit auf die Station zu nehmen und ihn in unser kleines Hospital zu bringen.

Da galt es zuerst die Wunden zu reinigen und zu verbinden. Weil gerade Ostersonntag war und viele Christen zur Station kamen, war es schnell bekannt, daß Florian sich hatte verbrennen wollen und somit selbst schuld an seinen großen Schmerzen war. Er hatte sich in seine Affenhütte zurückgezogen mit einem trockenen Bündel Gras auf den Schultern; dieses zündete er an, und in dem halbverbrannten Zustande kam er zu seinen Leuten zurück.

Ich habe schon viele Kranke leiden sehen, aber kein einziger Fall ist mit diesem zu vergleichen. Es gehörte tatsächlich große Überwindung und großer Opfermut dazu, ihn täglich zu verbinden. Die vielen Freunde, die er in gesunden Tagen hatte, verließen ihn alle, und keiner wollte bei ihm schlafen, nicht einmal sein eigener Bruder. Nach acht Tagen waren Hände und Finger ein vollständiges Skelett; jede Sehne, jeder Knochen, jedes Fingerglied lag vollständig frei, die Fingernägel waren weg, und ich selbst mußte noch verschiedene Fingerglieder abnehmen. Glücklicherweise hatte ich hier etwas Karbollösung, um durch dessen Geruch die Fliegen zu verjagen... Alles, was ihn umgab, wurde täglich gewechselt und gewaschen, und trotz dieser peinlichen Reinlichkeit hatten die Würmer noch Zutritt. Aber es war bewundernswert, wie dieser Kranke seine Schmer-

zen ertrug. Wenn sie aufs höchste gestiegen waren, besonders am Kopf, dann bat er mich um eine Zigarette. Diese werden hier von selbstgezogenen Tabakpflanzen gemacht. Bei dieser Gelegenheit lernte ich noch Zigaretten drehen. Während ich dann oft zwei Stunden mit Verbinden beschäftigt war, rauchte er seine Zigarette. Ubrigens hatte Florian einen guten Appetit, aber bei den rasenden Schmerzen und den schlaflosen Nächten nahmen seine Kräfte doch ab, obwohl die Heilung gut voranschritt und sich auch schon neue Haut bildete, so daß ich selbst noch Hoffnung hatte, ihn zu retten. Nach fünf Wochen trat jedoch eine plötzliche Änderung in seinem ganzen Zustand ein. Er hatte keinen Appetit mehr, und der liebe Gott befreite ihn plötzlich von seinem schweren Leiden. —

Einer jungen Lehrersfrau, zu der ich in Todesgefahr gerufen wurde, konnte ich noch das Leben retten. Ich fand sie kalt und schon mit Tüchern zugedeckt; der Puls war kaum noch fühlbar. Sogleich gab ich eine starke Spritze für das Herz. Dann blieb ich noch einige Tage bei unsern Schwestern in St. Barbara, um die Kranke versorgen zu können. Die schon tot Geglaubte erfreut sich jetzt der voll:n Gesundheit.

Wie herrlich ist dieses Arbeitsfeld, auf dem man für Leib und Seele des Nächsten sorgen kann.

K

Vertrauen

Sei stille, meine Seele,
Ein Vaterauge wacht!
Drum laß nicht nutzlos quälen
Dich dunkler Sorgen Macht.

Sei stille, meine Seele,
Denk, wie der Herr dich liebt,
Daß er, um dich zu retten,
Den einz'gen Sohn hingibt.

Sei stille, meine Seele,
Ruh still in Gottes Hand;
Sie wird dich sicher führen
Ins ew'ge Friedensland.

Drum stille, meine Seele,
Trag stille deine Last;
An Jesu süßem Herzen
Wird einst dir sel'ge Kast.

Mutters letzter Wille

Von Schw. M. S., Ost-Afrika

Maria Nkanussu, ein 15jähriges Negermädchen, verbrachte bei seinen Eltern und seinem einzigen Brüderchen eine glückliche Jugendzeit. Plötzlich wurde das Glück dieser kleinen Familie zerstört, als ein Karawanenführer den Vater mit Gewalt als Lastträger mitnahm. Schon auf der Reise durch die Steppe erlag der arme Mann dem Malariafieber; und nun war die Mutter mit ihren beiden Kindern allein. Eines Tages kam Nkanussu, die Halbwaise, auf die Missionsstation und meldete sich mit den Worten: „Schwester, ich habe Gottes Stimme gehört, laß mich bei Euch bleiben und Eure Religion lernen.“ Das Mädchen zeigte eine große Begabung beim Religionsunterricht, aber auch in allen Haus- und Gartenarbeiten. Das Taufexamen bestand sie mit der Note „lobenswert“. Den heidnischen Namen Nkanussu vertauschte sie mit „Maria“.

Die Mutter und ihr Söhnchen lebten von dem Ertrag ihres Bananenhaines. Da kam ein Naturforscher und Elfenbeinjäger durch das Land gezogen, und der kleine Muanga schloß sich ihm an und war auf einmal verschwunden. So kam Schlag auf Schlag über die arme Witwe. Nun suchte Maria der Mutter ihr Seelenglück zu beschreiben, um sie für die katholische Religion zu gewinnen.

Als die arme Frau zum ersten Male zu uns zum Gottesdienst kam, schlug sie vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen und rief laut aus: „Ja, jetzt glaube ich gerne, warum die Leute so fleißig hierher laufen; so etwas Schönes habe ich ja noch nie in meinem Leben gesehen.“ Besonders die Gotteslampe, das Ewige Licht, hatte es ihr angetan, und als sie die Bedeutung desselben erfuhr, kniete sie andachtsvoll nieder. Beim Unterricht war das betagte Mütterlein Aug und Ohr, und trotz des weiten Weges traf sie immer zuerst ein. Nach abgelaufener Prüfungszeit wurde sie auf den Namen „Josefina“ getauft. Nun waren Mutter und Tochter eines Herzens und eines Sinnes. Aber das fortgelaufene Söhnchen — o, wie drückte dieses Leid auf das Mutterherz. — Die arme Frau siechte vor Kummer dahin.

„Kind,“ sagte eines Tages die Mutter, „versprich mir, den letzten Willen zu erfüllen. Suche deinen Bruder und mache aus ihm ein Kind der heiligen Kirche.“ „Mutter“, erwiderte Maria, „wo und wie kann ich den Jungen finden?“ „In der Kirche, wo Jesus, das Licht der Welt, thront, dort bekommst du Antwort“, flüsterte immer wieder auf jede Frage das brechende Mutterherz. Und als Maria ihr Jawort gegeben hatte, schloß die Mutter das Auge für immer.

Maria stand in der Blüte der Jahre, war von hohem

Wuchs; große, seelenvolle Augen, feine Gesichtszüge und blendend weiße Zähne wie Perlen zeichneten sie vor allen anderen aus. Weinend trafen wir sie nach einigen Tagen am Grabe ihrer Mutter, leise aber innig flehend: „O Mutter, schau auf mich herab, ich bin dein armes Kind; sag', wo kann ich den Bruder finden?“ Immer wieder stand das letzte Wort der Mutter vor ihrem Geiste: „Beim Ewigen Licht!“ Nun hielt es Maria nicht länger mehr, den Wunsch der Mutter zu erfüllen. Sie band ihre kleinen Habseligkeiten in ein Bündel, verabschiedete sich dann beim lieben Heiland in der Kirche, wo sie innig um Schutz und Beistand für die bevorstehenden Gefahren bat. Auch bei den Schwestern holte sie sich noch den letzten Segen, und machte sich dann mit ihren Freundinnen, welche sie eine gute Strecke begleiteten, auf den Weg.

„Gehe mit der Mutter, die den Jesusknaben gesucht hat“, riefen ihre Freundinnen ihr noch zu, als sie sich von ihr trennten.

Schweren Herzens verließ Maria ihre Heimat, und doch war sie andererseits so hoffnungsvoll, den letzten Willen der Mutter erfüllen zu können.

Bald war der Mundvorrat aufgezehrt, und auch die Kürbisflasche wurde leer, aber sie erinnerte sich an das Wort des Heilandes: „Die Vögel des Himmels säen und ernten nicht, und doch ernährt sie der himmlische Vater.“

Im Heidenland ist die Gastfreundschaft zu Hause; jeder, der gerade während der Essenszeit an der Hütte vorbeigeht, wird eingeladen mit den Worten „sittareh“. Wer die Einladung abschlägt, wird als Feind betrachtet. „Marahapa“ ist das Zusagewort, und sobald die Leute dieses hören, beeilen sie sich, Platz zu machen. Alle sitzen auf dem Boden vor dem niedrigen Eingang der Hütte um die irdenen Töpfe herum, bei denen aber auch ein Wassergefäß zum Eintauchen der Finger bereit steht. Jeder nimmt mit der Hand seine Portion aus dem Topf heraus, formt dieselbe in runde Kügelchen und führt sie dann zum Munde. Ebenso billig erhält der Wanderer das Nachtquartier.

Zuweilen beschlich unsere Wanderin eine große Angst vor dem Wüstenkönig, der sich ja bekanntlich am liebsten in der Porigegend aufhält und seine Donnerstimme hören läßt. Dann aber siegte die Erinnerung an den heiligen Schutzengel wieder über diese Angst. Bei den Hirten, welche die Viehherden besorgten, erfuhr sie, daß sich zwischen den Bergen, die sich wie eine mächtige Mauer von der Steppe erheben, einige Missionsstationen befinden; deshalb lenkte sie ihre vom heißen Wüstenland wunden Füße dieser Richtung zu. Sie sehnte sich nach dem eucharistischen Heiland, um sich bei ihm Trost und Kraft zu holen, denn mancher Mohammedaner wollte dem schönen

jungen Mädchen Schlingen legen. Endlich stand sie vor einem Missionskirchlein inmitten des Paregebirges. Wie schlug ihr Herz vor Freude! Jedoch vergebens suchte sie nach dem ewigen Licht. Sie fühlte sich nicht zu Hause und wankte enttäuscht aus der Kirche. Bald aber war sie von neugierigen Waparis um-



Marktleben, Ost-Afrika

ringt; nur schwer konnte sie sich verständigen, da ja jeder Stamm seine eigene Sprache hat. Bald erschien auch die sogenannte „Missionsmutter“ in grauem Seidenkleid und hielt mit ihren Gläubigen des übliche Liebesmahl. Maria war zu den Adventisten geraten. Die Dame war die Frau des Lehrers von der Sekte. Wie überall, so wurde ihr auch hier Essen angeboten; alle setzten sich auf den Boden, und es sah ganz ori-

ginell aus, als die feinen weißen, mit Brillanten geschmückten Finger der Adventistin zusammen mit den schwarzen in den Topf griffen. Diese Sekte hatte bereits 700 Anhänger; mit großer Gewissenhaftigkeit gaben dieselben den Zehnten von ihrem Gewinn ab.

Man gab sich alle Mühe, das junge schöne Mädchen für diese Sekte zu gewinnen. Es wurden ihr schöne Kleider, gute Kost, eine herrliche Zukunft versprochen, man wollte an ihr Elternstelle vertreten und sie wie das eigene Kind behandeln, aber Maria schüttelte zu allen Versprechungen den Kopf, bis die weiße Dame ganz energisch wurde und behauptete, daß es die größte Gnade Gottes sei, adventistisch zu sein. Als alles Zureden nichts half, wurden die besten Schüler ausgesucht, welche Maria begeistern und sie zu einem Disput herausfordern sollten; sie zeigten ihr, daß sie die ganze Bibel in Kiswaheli auswendig konnten. Zuletzt kam der Missionar selbst mit seiner Frau und führte Maria zum Friedhof, wo eine ganze Anzahl ihrer Sekte im Schatten der Zypressen ruhte. Die Gräber waren gut aufgemacht, mit einem Kreuz versehen und mit Passionsblumen geziert. „Schau, Mädchen,“ sprach er feierlich, „so verehren wir unsere verstorbenen Kinder; bleibe also hier, ich halte schriftliche Nachforschungen nach deinem Bruder.“

Maria seufzte tief; ihre Blicke fielen hinab auf die Steppe, welche sich am Fuße des Berges ausstreckte. Dort ist ihr Vater als Heide gestorben, und seine Leiche holten die Hyänen. Sie betete still: „O Jesus, Licht und Krone, gib mir die Kommunion; mein Leben ist krank, und die Seele ist wund.“ Dann ging sie wankend von dannen unter Ermahnungen an alle, die sie daselbst bekehren wollte. Tagelang ging es über Berge und durch Täler, aber vom Bruder war keine Spur zu finden.

Oft versteckte sich Maria im Dickicht, um den Belästigungen zu entgehen, ja, manchmal mußte sie sogar auf Bäume klettern, um sich vor Reptilien und Raubtieren zu retten. Lange kämpfte sie mit großer Ermüdung, bis sich endlich wieder die Pforte eines Missionskirchlein öffnete. Aber, o weh! Wieder neue Enttäuschungen. Die Kirche war kahl, und nur ein Kreuzifix stand auf einem Tisch; es brannte kein ewiges Licht. Ohnmächtig sank sie zu Boden; es dauerte aber nicht lange, da naheten sich ihr wieder freundliche Gastgeber, welche sie nach einer Stärkung der Missionsbehörde vorführten und der Familie vorstellten. Alle brachten ihr Wohlwollen und Bewunderung entgegen. Vier angestellte junge Lehrerinnen suchten ihr Trost zu bereiten. Es war eine Mission aus der Leipziger Gesellschaft. Man sah eine Reihe Villen, eine Schule, ein Krankenhaus, eine Anstalt für Schwachsinnige; das ganze bildete ein kleines Städtchen; ein nahegelegenes Aussäzgendorf gehörte dazu. Die Schwarzen kommen von weit und breit

hierher. Es war allen unbegreiflich, daß das arme Kind sich bei ihnen nicht heimisch fühlte. Aber Maria zog wieder ab, neuerdings auf die Suche gehend, denn das war Mutters letzter Wille!

Bald bekam sie Nachricht von einer großen berühmten Mission hinter dem Berghügel. Voll Sehnsucht besflügelte sie ihre Schritte, in der Hoffnung, eine katholische Mission zu finden. Da trat aus einem mit Wellblech hergestellten Kirchlein ein griechischer Geistlicher; diesem klagte sie ihr Leid. Er machte sie nun recht väterlich darauf aufmerksam, daß auch die griechische Kirche die Gegenwart Jesu im Tabernakel nicht besitze, jedoch hinter blumenreichen Matten, hinter blauem Gletscherschatten, dort in weiter Ferne liege eine Mission.

Aufs neue begann Maria ihre Wanderung, aus Tagen wurden Wochen, bis sie endlich die besagte Mission erreichte. Richtig, hier war eine Gotteslampe; ja, sie entdeckte durch das Schlüßelloch sogar sieben Lichter. Wie ein weinendes Kind lehnte sie den Kopf an die Türe und wartete bis jemand kam, dieselbe zu öffnen.

Wie staunten die vorübergehenden Schüler und Schülerinnen, die aus einem schloßartigen Gebäude mit Büchern und Hesten kamen, als sie das junge, schöne Mädchen so andächtig da sitzen sahen. Bald kamen auch die Lehrer und Lehrerinnen, und Maria erfuhr wiederum zu ihrer Enttäuschung, daß sie nicht in einer römisch-katholischen Kirche gelandet sei, sondern bei den Anglikanern. Alles war vornehm, die Kirche hatte sogar einen Turm mit mächtigen Glocken; aber die heilige Kommunion konnte hier nicht gespendet werden. Ueberaus freundlich suchte auch dieses Missionspersonal Maria zum Bleiben aufzumuntern, sie wagten jedoch nicht, deren Standhaftigkeit zu erschüttern. Sie ließen das ermüdete Mädchen auf einem Tragstuhl gegen Mombo tragen mit der Weisung, daß hoch oben hinter dem Berg eine römisch-katholische Mission sei. Endlich kam das arme Geschöpf nach Gare, der Mission des heiligen Bernhard. Wieder spähte sie durch die Ritzen der Kirchthüren und sah das feine rote Lichtlein schimmern, das sie nun freundlich begrüßte. Sie wankte bis zu den Altarstufen und brach dann in leises Weinen aus. Nach der heiligen Messe kniete Maria noch lange in einer Ecke; dann schritt sie dem Schwesternhaus zu und klopfte bescheiden an und erzählte ihre Erlebnisse und ihr Streben, Mutters letzten Willen zu erfüllen.

Ich selbst war inzwischen von Riboscho nach Gare versetzt worden, und die Überraschung unseres Wiedersehens war sehr groß. Hier im Usambaragebirge mit den prächtigen Anlagen von Wäldern und Kaffeefeldern waren auch verschiedene Kolonistenansiedlungen. Dort gab es zahlreiche Pflanzenarbeiter

und Diener. Maria fühlte sich bei uns zu Hause. Sie hatte aber schweres Malariafieber mitgebracht und war deshalb krank und erholungsbedürftig. Die Suche nach ihrem Bruder überließ sie nun mir. Täglich empfing Maria die heilige Kommunion und erbaute alle durch ihr bescheidenes Wesen. Ich hielt nun still Nachforschungen, und es dauerte auch nicht lange, als an einem Sonntagmorgen ein strammer Junge aus eigenem Antrieb sich bei uns vorstellte mit der Bitte, ob er nicht das fremde Mädchen, das hier angekommen sei, sehen und sprechen dürfe. Seine Züge waren ganz die Züge von Maria. Wer beschreibt die Wiedersehensfreude der beiden Geschwister? Der Bruder war noch Heide, aber bei der ersten Gelegenheit kündigte er seinem Herrn, kam nach Gare und baute für sich und seine Schwester eine Hütte. Er wohnte dem Taufunterricht bei; nach vorgeschriebener Prüfung trat er in die Reihe der Täuflinge und erhielt den Namen Josef. Josef trat ganz in die Fußstapfen seiner selbstlosen Schwester und tat alles für sie, was er ihr von den Augen ablesen konnte. Beide gaben das beste Beispiel und suchten auch die umwohnenden Heiden für die heilige Kirche zu gewinnen. Alle Christen halfen zusammen, um den neuen Ankömmlingen das Leben angenehm zu machen; sie brachten Mais, Mehl, Milch und Eier, bis sie soweit waren, sich selbst etwas zu erwerben.

So war Mutters letzter Wille unter großen Opfern erfüllt, die aber mit dem reichsten Segen Gottes belohnt wurden!

✠

St. Antonius hat geholfen

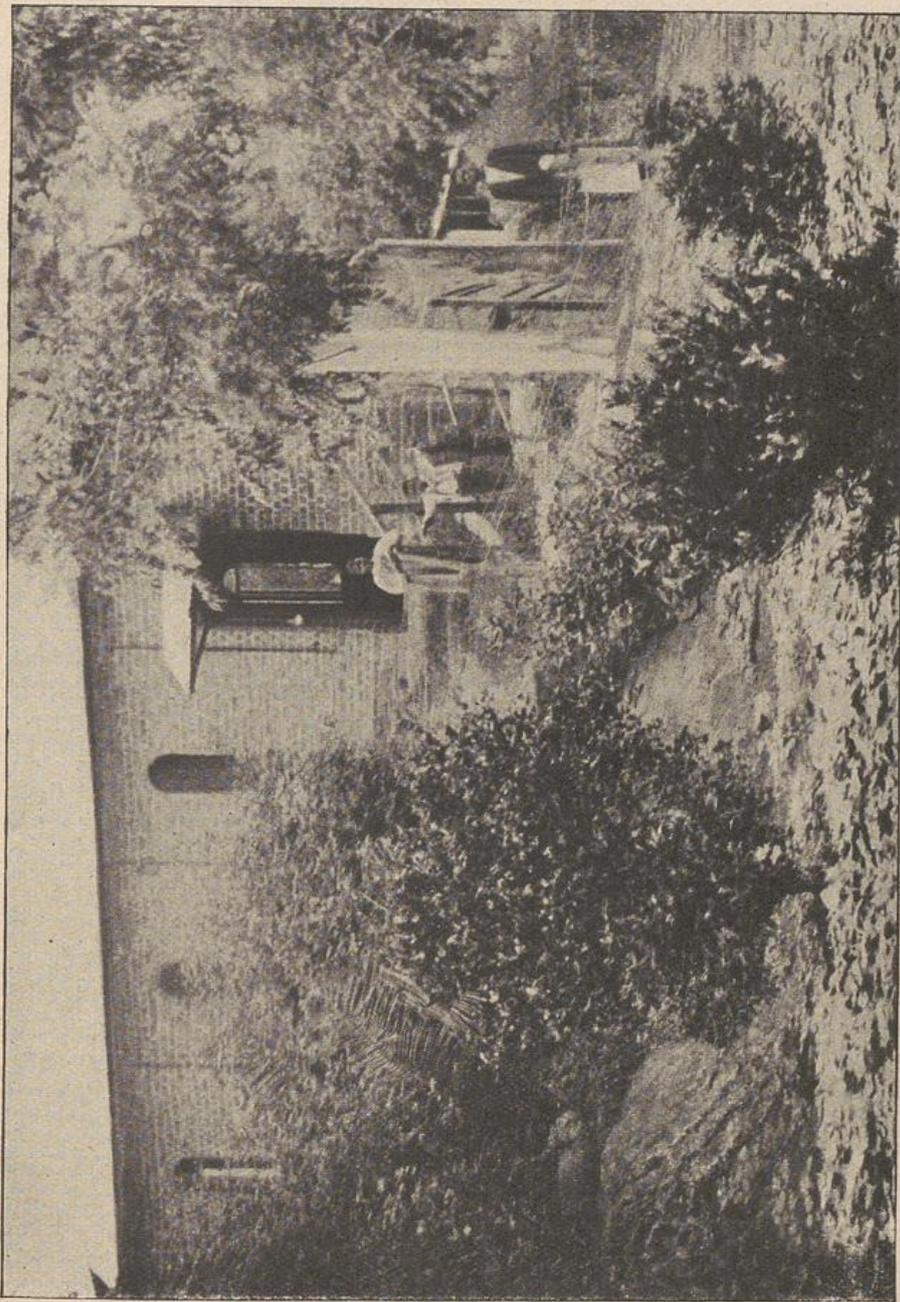
Schw. M. Clem.

Sine Schülerin aus unserm Seminar hatte von ihrem Vater zehn Pfund Sterling in Banknoten erhalten, um die halbjährigen Schulkosten für sich und ihre Schwester zu bestreiten. Mit diesem Geld müssen nämlich die Kinder die Verpflegung und ihre Bücher bezahlen; der Unterricht wird kostenlos erteilt. Es war nachmittags 3 Uhr, als sie diesen wertvollen Brief erhielt, und das Kind wußte vor Freude nicht, was es tun sollte, denn nicht alle Kinder bekommen von ihren Eltern Geld, viele müssen sich so durchschlagen. Sie ging zur Küche, um die von der Regierung vorgeschriebene „Küchenarbeit“ zu verrichten. Merica Zulu kam nun abends ganz verweint zu mir und sprach: „Schwester, ich habe das Geld verloren.“

„Wo? Wann? Wie?“

Sie hatte den Brief in die Tasche gesteckt und ging damit zur Arbeit. Ich teilte das Vorgefallene den andern Schülerinnen mit und empfahl ihnen, zum heiligen Antonius zu beten. Die

Nachricht von dem Geldverlust war für alle Schülerinnen wie ein Donnerschlag. „Zehn Pfund,“ rief die eine, „zehn Schilling wären schon zuviel, um sie zu verlieren.“



Kapelle in Einsiedeln, Zitat

Andere riefen: „Arme Merica, wo hast du es verloren? Von wem war das Geld? Wofür hast du es bekommen?“ Die Kinder bestürmten alle voll Mitleid die arme Merica.

„Sie wird es nicht mehr bekommen“, meinten sie alle. Ich wies jedoch auf die mächtige Hilfe des heiligen Antonius hin und ermunterte die Kinder zum Gebet. Auch den Schwestern teilte ich das Unglück unserer Merica mit und bat auch sie um ihre Gebetshilfe. Am nächsten Morgen kam Merica halbkrank zur Schule, sie hatte weder geschlafen noch gegessen, sie hatte nur geweint. Es verging wieder ein voller Tag, und das Geld kam nicht zum Vorschein.

Nach einigen Tagen kam Merica zu mir, als ich eben damit beschäftigt war, meinen Schulunterricht vorzubereiten. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie einen Brief auf meinen Schoß, setzte sich neben mich und fing an zu weinen.

„Was ist es, Merica“ fragte ich. Ich las die Adresse auf dem Briefumschlag, welche auf Merica Zulu, Mariannhill lautete.

„Hast du das Geld gefunden?“ Ich holte alles aus dem Briefumschlag heraus, und wirklich, es war der Brief ihres Vaters mit allem Geld, das er geschickt hatte. Tief gerührt fragte ich: „Wie kommst du dazu?“

Das Rätsel hatte sich gelöst. Merica hatte den Brief mit dem Papiergeld in die Tasche gesteckt und auf dem Wege zwischen Küche und dem Nähhaus verloren. Ein auswärtiges Mädchen fand ihn und nahm ihn mit nach Hause. Eine innere Stimme ließ ihm jedoch keine Ruhe, bis es den Brief wieder zurückgegeben hatte. Als ich am folgenden Tage zur Schule kam, verkündigte ich den Kindern, daß Merica das ganze Geld wieder erhalten hatte. Alle staunten und konnten es kaum glauben. „Schwester, das ist ein Wunder“, riefen sie alle.

„Die Finderin nahm das Geld mit nach Hause und hat es gewiß ihren Eltern, Brüdern und Schwestern gezeigt; niemand hätte etwas erfahren, wenn sie es behalten hätte.“

Ja, die Kinder hatten recht, es ist ja alles so teuer, und die Leute brauchen Geld. Aber St. Antonius ließ der Finderin keine Ruhe. Der große Heilige hatte, wie es scheint, noch eine höhere Absicht. Merica gehörte einer Sekte an; dieses Ereignis bewog sie, den katholischen Glauben kennenzulernen und zu konvertieren. Bei der heiligen Taufe wählte sie den schönen Namen „Antonia“, um ihres Retters stets eingedenk zu sein.

So hat der volkstümliche heilige Antonius zeitliches und ewiges Gut durch seine mächtige Fürbitte vermittelt.

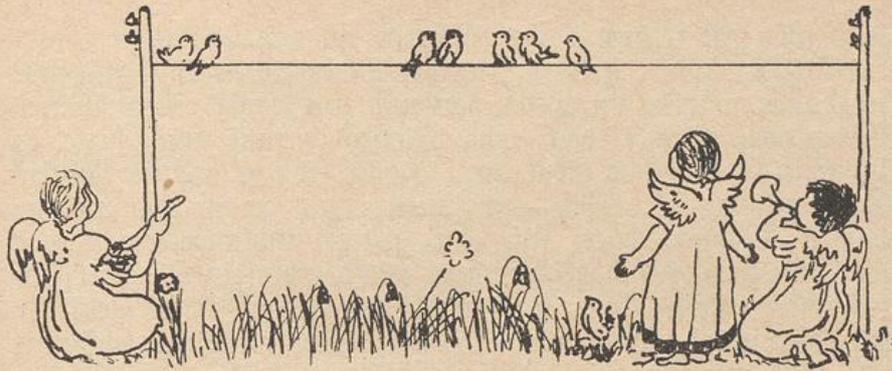
K

Ein Verleumder schadet drei Menschen zugleich:

dem, von wem er spricht,

dem, zu dem er spricht,

und sich selbst.



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Weil ich überzeugt bin, daß manche unserer kleinen Leser und Leserinnen in der heiligen Fastenzeit manches Opferchen für den leidenden Heiland bringen, möchte ich euch heute durch diese wahre Erzählung anspornen, treu zu sein in dem, was ihr euch vorgenommen habt! — Zur Zeit; da ich noch in Kiboscho, am Fuße des Kilimandjaro, eine eigene Unterrichtsstunde für Häuptlingskinder zu geben hatte, wurde unter anderen auch ein etwa zehnjähriger Junge in die Taufliste eingetragen. Nach seiner zweijährigen, gut bestanden Prüfungszeit wurde er zur Taufe zugelassen und erhielt den Namen Ferdinand. Der Kleine hatte als Missionszögling manche Opfer zu bringen, denn er war ein arbeitsscheues und verwöhntes Dschaggakind.

Von Zeit zu Zeit brachte ihm seine Mutter sein sogenanntes Lieblingsgericht, ein Stückchen Fleisch. Wenn es nun gerade Freitag war, wurde dieser Leckerbissen bis Samstag aufbewahrt, obwohl die Versuchung sehr groß war. Nun blieb einmal die Mutter lange aus, und sein Hunger nach diesem Fleisch wurde immer größer. Er wußte, daß zu Hause auf dem großen Rasenplatz Fleischverkauf stattfand, und zwar für jeden, der sich eben einfindet und zum männlichen Geschlecht gehört. Da gerade Freitag war, warnte das Gewissen den kleinen Ferdinand, sich doch heute zu bezwingen. Jedoch während der Pause, wo die Missionschüler sich fröhlich unterhielten, schlich sich Ferdinand heimlich weg und lief, was er laufen konnte, dem Plage zu, wo das übliche Schlachtfest abgehalten wurde. Still stellte er sich in die Reihen derer, die sich dort etwas Fleisch holten. Bald wurde er aber von den herumstehenden Heiden gewarnt mit den Worten: „Was tust du hier? Heute ist doch Freitag, und du bist ein Christ!“

Aber Ferdinand duckte sich, und die Verteiler gaben auch ihm, wie allen Dasitzenden, eine Portion. Nun machte er sich

gleich fort mit seinem Leckerbissen in ein nahegelegenes Bananewäldchen. Dort holte er sich bei Verwandten eine glühende Holzkohle, machte ein Feuerchen und aus Holz einen kleinen Bratenspieß, steckte das rohe Fleisch darauf und hielt es schmunzelnd über das Feuerchen. Kaum fing es an zu bräunen, da auf einmal — o weh — raschelte etwas neben ihm und im gleichen Moment hatte sich eine giftige Schlange um seinen Arm und seine Hand geschlungen, mit der er sein Delikatessen-Stückchen hielt. Die Schlange hatte ihn böse gebissen, und Ferdinand schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Sofort eilte auch eine Anzahl heidnischer Männer herbei, saugten das Gift aus dem bereits dick angeschwollenen Arm, banden mit Bananenband die Stelle des Bisses ab, indem sie sagten: „Schau, Junge, so straft der liebe Gott den, der sein Gebot nicht hält.“

Ferdinand wußte vor Schrecken kein Wort zu sagen. Tief beschämt und belehrt kam er wieder heim zur Missionsstation und gestand sein Erlebnis ein. Allen gereichte diese Tatsache zum Nutzen; groß und klein, jung und alt, keiner wollte mehr am Freitag Fleisch anrühren, geschweige denn essen. Wenn nun Neulinge aus entfernten Gegenden zu unsern Getauften kamen, wurde dieses Geschichtchen immer wieder erzählt, besonders aber, wenn heidnische Mütter am Freitag Fleisch vorsetzten. Gerne versagten sich dann auch die Unbekehrten den Fleischgenuß aus Liebe zum Erlöser, der so viele Schmerzen für uns Menschenkinder gelitten hat.

Oft unterstützt der liebe Gott auf solche und ähnliche Weise die Belehrungen der Missionschwestern.

Jetzt in der heiligen Fastenzeit möchten auch unsere lieben deutschen Kinder manches kleine Opferchen dem lieben Heiland bringen, dann wird das Osterfest so recht ein ganz fröhliches und freudiges, weil ja der liebe Heiland nichts unbelehrt läßt.

Schw. M. F.

K

Ein kleiner Held

Ein kleiner zehnjähriger Chinese ging zum Bischof und bat denselben, daß er ihn firmen möge. Der Bischof zögerte, denn obwohl der Eifer des Knaben ihn in Staunen versetzte, fand er das Kind noch zu jung. Der Kleine ließ aber nicht nach zu bitten.

„Wenn dich aber der Mandarin nach der Firmung ins Gefängnis wirft und dich nach deinem Glauben fragt,“ sagte der Bischof, „was antwortest du dann?“

„Monsignor, dann sage ich, daß ich durch Gottes Gnade ein Christ bin.“

„Und was tust du, wenn er dir befiehlt, deinen Glauben zu verleugnen?“

„Dann antworte ich: Nie.“

„Und wenn er dir verbietet, zur Kirche zu gehen?“

„Dann sage ich ihm, daß ich Gott gehorchen muß.“

„Und wenn er dann den Schergen ruft und ihm befiehlt, dich zu enthaupten? Was sagst du dann?“

„Tu es nur, schneide mir den Kopf ab!“

Lustige Ecke

„Heute war ich der einzige in der Klasse, der auf eine Frage Antwort geben konnte.“

„Das war gut, Hans. Was war es für eine Frage?“

„Der Lehrer fragte, wer die Scheibe im Turnsaal eingeschlagen habe.“

Lehrer: „Was ist der Wind?“

Schüler: „Luft, die Eile hat.“

Eine kleine Examensgeschichte.

Das Examensfieber hatte ein junges Mädchen, das in der Naturgeschichte geprüft werden sollte, vollständig lahmgelegt. Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft schleppte sie sich hin zum grünen Tisch. Unter einem Strom von Tränen erklärte sie, daß es ihr unmöglich sei, sich etwas zu erinnern, und sie wolle lieber gleich das Examen verlassen.

Dem lebenswürdigen Censor gelang es schließlich, das arme junge Mädchen zu beruhigen und sie zu bewegen, wenn auch noch unter Tränen, einen Zettel zu ziehen.

Die drückende Stimmung löste sich bald in lautes Gelächter aus, als die Examinandin mit zitternder Stimme die Frage, die ihr gestellt wurde, vorlas: Da stand: „Die Tränenquellen und ihr Funktionen.“ Sie bekam das Prädikat „Ausgezeichnet“.

Das gelungene Examen.

Ein Student kam von der Universität in seine Heimat. Als sein Vater ihn fragte, wie sein Examen ausgefallen sei, antwortete er: „Sehr gut, so vortrefflich, daß ich dasselbe auf allgemeines Verlangen wiederholen muß.“

Zuviel gefragt.

Hans hustet arg und geht mit der Mutter zum Doktor. Als dieser das kleine Kerlchen untersuchen will, sieht er, daß Hänschen noch ungewaschen ist, und er macht darüber eine Bemerkung.

„Das lasse ich mir nicht gefallen, Herr Doktor“, erwiderte die Mutter, „ich habe ihn soeben gewaschen.“

Der Doktor sagt nichts, er reibt aber mit etwas Alkohol über die Brust des kleinen Hans und zeigt dann der Mutter die Watte, die schmutzig und schwarz geworden war. Aber die Mutter läßt sich nicht aus dem Feld schlagen und sagt ganz prompt: „Ja, hören Sie mal, Herr Doktor, ich habe ihn natürlich nicht chemisch gereinigt.“

Rätsel

Ich existiere niemals heute,
Und heute bin ich grad erst recht,
Mich sprechen doppelt faule Leute,
Bald bin ich gut, bald bin ich schlecht.
Der Landmann hat mich gern in Maßen,
Dem Schäfer komm ich selten recht,
An mir beleben sich die Straßen,
An mir pflügt auch der Ackersknecht.

Rätselauslösung aus vor. Nummer

1. Alter werden. 2. Der Spiegel. 3. Die Stammeltern Adam und Eva.
4. Die Zigarre. 5. Lazarus.

Herzlichen Dank

Vergelt's Gott! allen unsern lieben Wohltätern und Abonnenten für die Einsendung der Beiträge für unsere Caritas-Blüten.

Wenn auch nicht alle neue Abonnenten gewinnen und dafür die bescheidene Prämie erhalten konnten, so sei doch allen zur Freude gesagt, daß alle unsere lieben Abonnenten eine geistige Prämie erhalten, sie sind nämlich eingeschlossen in die Gebete und Opfer der Missions-schwestern vom kostbaren Blut. Täglich wird in allen Häusern der Genossenschaft mehrmals am Tage, und in den Missionen mit den schwarzen Kindern gebetet: „Es segne und schütze alle unsere Wohltäter (Abonnenten) das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi.“ Außerdem opfern alle Schwestern der Genossenschaft jeden Montag die Matutin und Laudes auf für die verstorbenen Wohltäter und am ersten Montag jeden Monats die hl. Messe und die hl. Kommunion für alle lebenden geistlichen und leiblichen Wohltäter.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut. 1. Am Feste des hl. Josef, 19. März. 2. Am Feste Mariä Verkündigung, 25. März. 3. An allen Freitagen des März. 4. Am Feste des Wunders des heiligen Blutes zu St. Maria in Vado zu Ferrara, 28. März.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostb. Blut.

Ein Meer, durch das die Schiffe voll goldner Schätze
schwer beladen ziehn,
das reich mit Perlen füllt die Netze
und lohnt des Schiffers Schweiß und Mühn,
das alle Herrlichkeiten schicket
dem öden Inselfande zu,
und es mit Königsgaben schmücket:
das, o Erlöserblut, bist Du!

Totenglöcklein

möchte um ein stilles, aber inniges Nemento beim Gebete bitten für den langjährigen treuen Abonnenten und Förderer unserer Caritas-Blüten, Herrn Heinrich Fleischhauer aus Simmersdorf, und für die heimgegangenen, ebenso treuen Abonnentinnen Frau Maria Buhleier aus Röllbach, Fr. Lehrerin Wynn und Fr. Lehrerin Viehöver, beide aus Aachen.

Selig, die im Herrn sterben, ihre Werke folgen ihnen nach. Möge der liebe Gott den Verstorbenen ein reicher Vergelter sein. R. i. p.

Gebetserhörungen

In meiner langen Krankheit nahm ich meine Zuflucht zum kostbaren Blut und zu mehreren meiner Schutzheiligen. Ich versprach Veröffentlichung in den Caritas-Blüten, wenn ich wieder gesund würde. B. L.

Dem hl. Josef und dem hl. Antonius vielen herzlichen Dank in einem schwierigen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. N. N.